

Rexhep Qosja

## IN SOLCHEN AUGEN LIEGT DER TOD

### *Das Leben beschauend ...*

Seit ein paar Tagen, seit dem ersten Mittwoch im Juni oder vielleicht auch erst seit Donnerstag, geht ein dichter Nieselregen nieder. Du fühlst dich ausgelaugt, hohl, leer wie Holunder ohne Mark, wie ein Fisch ohne Rogen, wie eine Wöchnerin ohne ihren Säugling. Dir ist, als sei ein fast grenzenlos weiter, unermeßlich tiefer Schlund mit deiner dünnen, zarten, weißen Haut ausgekleidet, die sich unter den Strahlen der Sonne sogleich rötet und dich dazu zwingt, den Schatten aufzusuchen, um deine übermäßig erregbaren Nerven, die so rasch Gefühle und Vorstellungen aufflammen lassen, zu schonen. Du hast noch nicht einmal Lust, an dem Tisch Platz zu nehmen, unter den deine Beine nicht richtig passen wollen, und der mit den überall verstreuten Stiften, Blättern, Heften, Karteikarten, Klebstofftuben, leeren Zigarettenschachteln, Aschenbechern, Füllern, Klammern sowie der umgekippten Schreibmaschine der Marke Erika davon zeugt, daß die Harmonie deiner Imagination gestört ist und diese sich in einem Zustand realer Unordnung befindet. Du kannst nun ins Café Khajam an der Schusterstraße gehen, wo die vom Klatsch sich ernährenden Poeten, Prosaisten, Schauspieler, Regisseure, Maler, Komponisten, Sänger und Journalisten zusammenkommen, wo du sicher sein kannst, Hajrush Kënduesi, Musli Kapeshniku, Idriz Skera und Ali Karahoda anzutreffen, die gewöhnlich die Debatte über die hohe Pyramide der modernen Literatur, Philosophie, Ästhetik und Linguistik anführen, ohne je einmal in das Gezwitscher der Schwalben um sie herum zu verfallen. Du kannst dich in diese ständig erregten Debatten bei türkischem Mokka, chinesischem Tee, Kognak aus Korça, Pflaumenschnaps und Coca-Cola einklinken, Hajrush zuhören, dem alle Kaffeehaustheoretisiererei verachtenden Dramatiker, wenn er in pathetischem Ton und mit theatralischen Gesten verkündet, daß in die Pyramide der Kunst und Wissenschaft weder jene gelangten, die es vom Gipfel, noch die anderen, die es vom Keller her versuchten, sondern nur die Talentierten, die sich nicht scheuten, nach den zahlreichen Zugängen zu suchen, die hineinführten in das Labyrinth im Innern. Vielleicht hast du die Geduld zuzuhören: wie etwas Mejhane Turku, die Bühnenschlange, dort im Khajam die Ophelia gibt und bei Hamlets Abschiedsworten in hysterisches Gekichere ausbricht: Törichte Ophelia, wußte sie denn nicht, daß es genügend Hamlets gibt? Oder wie die breithüftige Shqipe Sadiku Desde-

monas Rechtfertigung vor dem eifersüchtig tobenden Othello mit dem ihr eigenen Genie zur Vollendung bringt: Die arme Desdemona, sie wußte wohl nicht, daß es selbst für die wahnsinnigste Eifersucht eine Arznei gibt! Oder auch, wie das Großmaul Islam Kovaci über seine fraglos mit Lorbeer bekränzte Zukunft spricht, die nach Erscheinen seines fünften Bandes mit avantgardistischer Lyrik beginnen wird, einer Synthetisierung der mythologischen, folkloristischen und historischen Erfahrungen der Nation. Jetzt kann man den auf komische Rollen festgelegten Xhavell dabei beobachten, wie er auf dem Stuhl herumturnt und wie ein grüner Laubfrosch auf Shqipies Schoß hüpfet, ohne befürchten zu müssen, daß es ihm mit einer Ohrfeige vergolten wird, wie sie Hajrush eben erst von Mejhane eingefangen hat, weil er meinte, mit ihr sei die Ophelia reichlich fehlbesetzt, da sie doch im wirklichen Leben ständig Zolas Nana gebe. Man kann auch das Ballett Schwanensee besuchen und zuschauen, wie die Gasttänzerinnen und tänzer auf Flügeln des Ehrgeizes, der Hoffnung und der Träume schweben, um dann ab und zu, die Geduld des Publikums strapazierend, unsanft auf den Brettern zu landen, wenn das Band der Träume reißt. Und man kann etwas länger im Foyer verweilen, um zu beobachten, wie die gebügelten Pärchen ihr verlogenes Glück zur Schau stellen; kurze, kaum die Hinterbacken bedeckende Kleidchen, weit ausgeschnitten zwischen den kleinen Pyramiden, an denen sich die hungrigen Augen der Fünfundvierzigjährigen weiden; die Parade der nadeldünnen Absätze des Schuhmachers Arif Gojani, die sich in den honigfarbenen Teppich bohren; feiste Schenkel, an Bäuche montiert, die wie Mühlräder zuckend um ihre eigene Achse kreisen und Flüssigkeit aus den Mündern befördern; Augen mittelalterlicher Ikonen, die nach allen Seiten Blicke verschießen und ab und zu an einem Bart, an einer kunstvoll getürmten Frisur hängenbleiben; rotgeschminkte Lippen, die sich Beteuerungen abgebend und entgegennehmend runden oder strecken; fliegenbestückte weiße Hemden, die sich, zu Sesseln hinabgrüßend, in ständiger Bewegung befinden, bis die Klingel zum ersten, zweiten oder dritten Akt ruft. Jetzt, da du Inspiration brauchst und offenbar noch nicht findest, kannst du auch durch die Gerichtsstraße oder die Fernsehstraße auf den Marktplatz der Stadt gehen, vorbei an den Klempnern, die den Ort mit den modernen Klängen ihrer primitiven Werkzeuge erfüllen, du kannst die Pferde und Esel zählen, die inmitten der über den Asphalt fliegenden Autos stolz vor zerdrückten weißen Filzkappen herschreiten, die sich zwischen Krawatten und Hüten verlieren. Du setzt deine Füße mit der Vorsicht einer Schwangeren zwischen Berge von Tomaten, Paprikas, Gurken, Äpfeln, Birnen, Eierfrüchten, Wassermelonen, Kürbissen, Bohnen, Mohrrüben, Spinat, zwischen Lachen, Kehrrichthäufen, krepierete Ratten, Zigarettenstummel, du sättigst deine Augen mit Farben und deine Nase mit Gerüchen, dann suchst du Inspiration bei Filzjacken, wollenen Beinkleidern, Kordhosen, löcherigen Hemden, faltigen, ungewaschenen Hälsen, von feinen, sich wie die Pfeile der Griechen

und Perser kreuzenden Runzeln durchzogenen Gesichtern, Fingern, die so knotig und verkrümmt sind wie die Schrauben von Salajdin Batalli, der seinen Laden ein Stück weiter hat, dort, wo der Marktplatz beginnt, bei Augen unter gesträubten Brauen, deren Borsten heftig miteinander raufen. Und du hörst aufmerksam zu:

"Nicht umsonst haben sie dir das Ohr mit dem Beil abgehackt, Verleumder", sagt die erste, steife weiße Filzkappe.

"Na, wenn schon, besser das Ohr wie das Auge, und ich schaue lieber, als daß ich höre", sagt die zweite, seitlich doppelt gelöcherte Filzkappe so ruhig, als stünde sie vor einem Volkspolizisten.

"Na, was du siehst, ist doch nur bloße Scheiße, du taube Nuß!"

"Und du, was wirst schon hören, bloß hohles Gewäsch!"

"Drück deine Arschbacken zusammen und verkauf dann die Eier, du Häufchen Elend."

"Drück sie selber zusammen, Schnösel."

"Du bist gut für die Klapsmühle."

"Und du für gar nix ..."

## DIE DICKE

*Was ist ein Mensch, daß du ihn groß achtest und bekümmerst dich um ihn?*

Hiob.VII, 17

Wie heute sehe ich die Dicke, Dervish Mukailis Tochter, vor mir, üppig, wie sie war, als sie lebte, zerlumpt, wie sie war, als sie trauerte, aber auch bläulichfahl, als sie tot war, ausgestreckt über einem kleinen Grab, das man noch immer das Grab des Bankerts nennt. Wenn ich allein bin, frage ich mich oft: Warum mußt du immer wieder an die Dicke denken? Gewiß nicht, weil sie so angezogen war, denn schlecht gekleidet sind viele in der Stadt Vajazan, aber auch nicht, weil sie verrückt war, denn Verrückten und Beschränkten bin ich seit dieser Zeit vielen begegnet, auf den Straßen und in den Häusern, in den Ämtern und den Schulen, in Spitälern und Hotels. Vielleicht denke ich so oft an sie, weil sie einen so ungewöhnlichen Namen trug, Trashe, die Dicke, selten, sehr selten in unserer Gegend, aber auch sehr schön; vielleicht denke ich an sie, weil das Grab des Bankerts das einzige Fleckchen Erde war, nach dem sie gerne schaute, das sie pflegte, für das sie sorgte, als sei es ihr eigener Besitz. Aber kann auch sein, daß ich

wegen etwas anderem, etwas Undeudicherem, Verborgenerem, Geheimnisvollerem an sie denke, hinter das ich einfach nicht komme. Der Mensch ist schon seltsam! Etwas setzt sich in seinem Kopf fest, und er wird es nicht los bis zum Grab.

An Trashe, die Tochter von Dervish Mukaili, erinnere ich mich aus meiner Kindheit, als die Großen mich noch Knirps nannten, feucht hinter den Ohren, Rotznase, obwohl ich schon so groß war, daß ich mir oft das Recht nahm, eine eigene Meinung zu einigen Dingen zu haben, von denen es hieß, daß sie Kinder wie ich nicht richtig beurteilen könnten.

Ich sah sie fast täglich auf der sogenannten Mullah-Jusuf-Wiese im Norden unserer Stadt, wo sich die Kinder aus meinem Viertel und dem Makjaviertel versammelten, um von morgens bis abends das Fahnenspiel zu spielen. Durch diese Vajazaner Weide verlief die Straße zu den nahen Dörfern, die die Stadt mit Feuerholz, Eiern, Milch, Obst und anderen Lebensmitteln versorgten, obwohl auch viele Leute von Vajazan selbst Land und Vieh besaßen, hauptsächlich Rinder, Ziegen, Büffelkühe, Pferde und Esel. Auf dieser Straße verkehrten viele Leute, morgens auf dem Weg zum Markt und abends zurück in ihre Dörfer. Am meisten von allen aber nahm die Dicke, Tochter von Dervish Mukaili, diese Straße unter ihre Sohlen, und sie war der einzige Wanderer, der ab und zu im Erlenwäldchen am Amselfluß haltmachte, wo, wie manche Scherzbolde, etwa Hashim Pyka, behaupteten, Kuppler lauerten und den hübschen Weibern an die linne- nen Unterhosen gehen würden, die sich von zu Hause fortstehlen, wenn die Männer im Kaufladen, beim Schlachter oder beim Barbier sind. Wenn die Dicke den Rand der Wiese erreichte, legte sie sich gewöhnlich zur Ruhe nieder und versank sogleich in einen so tiefen und süßen Schlaf, wie ihn nur Kinder oder Dummerjane kennen, die sich wegen nichts und niemand auf dieser Welt den Kopf zerbrechen. Wenn sie dann anfang, ein ersticktes Schnaufen von sich zu geben, das uns an das Keuchen der Lastträger und der Bettler an den Straßen erinnerte und uns zeigte, daß sie nun fest schlief, ging einer der Kameraden zu ihr hin, ein Strolch, den wir Ismet, Bajram Prushis Sohn, riefen, und bepinkelte sie gemächlich von den Opanken an den Füßen bis zu den strubbeligen Haaren auf ihrem Kopf. Die Dicke rührte sich kaum, war sie doch daran gewöhnt, im Schlaf vom Regen überrascht zu werden; nur ab und zu lächelte sie oder runzelte die Stirn, als spreche sie mit jemandem, über den sie sich freute oder ärgerte. Als klar wurde, daß das bißchen Pisse unseres Kameraden ihren Schlaf nicht stören konnte, traten noch zwei andere heran, Zajms Greth und Habibes Pepo, um dem Regenguß mehr Kraft zu geben, doch Trashe tat uns noch immer nicht den Gefallen. Erzürnt umringten wir sie also alle und ließen eine wahre Sturzflut auf sie niedergehen, die wir mit dem Lied begleiteten:

Regen platsche runter, mach die Dicke munter,  
soll sie doch zu Hause schlafen....

so lange, bis sie aufwachte und zum Himmel hinaufblinzelte. Wenn sie dann aufgestanden war, blickte sie uns der Reihe nach an, manchmal lächelnd, manchmal erbot, machte ein paar Schritte auf den Wald zu, blieb wieder stehen und schaute uns neuerlich an, ohne jede Regung, als seien wir Erlen oder Weiden, die am Flußufer Totenwache hielten. Am Anfang warteten wir noch gespannt darauf, was sie sagen würde, aber später gewöhnten wir uns an ihr Stammeln und wußten, daß sie fast taub und stumm war und, sieht man von einer gelegentlichen Veränderung der Worte in der Mitte ab, stets nur den immergleichen Satz herausbrachte, der für sie wahrscheinlich eine ganz bestimmte, vielleicht wichtige Bedeutung hatte, für uns jedoch völlig sinnlos blieb:

»He, he, he, wie schön. Vögelchen im Himmel, he, he, he!«

Dann ging sie weiter, und wir blieben zurück und grübelten darüber nach, warum sie immer von einem Vogel und nicht von den Vögeln in der Luft redete, obwohl wir doch viele waren, und warum sie immer »wie schön« sagte und nicht manchmal auch »wie häßlich«, obwohl wir ihr doch übel mitspielten.

In der Zeit, an die ich mich erinnere, war die Dicke etwa vierzig Jahre alt, vielleicht auch ein bißchen älter oder jünger, wer weiß: bei Einfältigen kann man nicht allein vom Äußeren auf das Alter schließen, weil sie oft jünger oder älter aussehen, als sie eigentlich sind. Ihr Name paßte ausgezeichnet sowohl zu ihrer äußeren Erscheinung wie zu ihrem Wesen: sie war prall wie ein Mehlsack, hatte Beine wie die Säulen der großen Tekje, Unterarme, dicker als der Hals von Makas Büffel, Hüften, so breit wie das Maultier von Nuras Ramiz und Titten, so groß wie das Euter von Gani Kastratis Kuh. Obwohl uns die Proportionen ihres Körpers damals ins Maßlose vergrößert vorkamen, erscheint es mir doch nachträglich so, als hätten sie sich in einer Art seltsamer Harmonie befunden, die erkennen ließ, daß sie in ihrer Jugend einmal sehr hübsch gewesen sein mußte. Die Trache meiner Kindheit hatte ein Paar dicker, schrundiger, meistens bläulich verfärbter Lippen, die bei Hitze verkrusteten und gelbliche Spuckefäden entließen, die ihr Kinn und ihren Hals mit braunen Streifen überzogen. Gewiß waren die Kruste und der Speichel, die Trache so entstellten, nicht auf eine körperliche Erkrankung zurückzuführen, sondern auf den Dreck, in dem sie ihre einsamen Nächte zubrachte. Ich hatte, als ich noch gar nicht richtig verstand, was damit gemeint war, jemand sagen hören, daß Trashes aufgesprungene und sabbernde Lippen früher eine Art sengenden Saft abgesondert hatten, wie Biestmilch. Nicht immer war Trache so schmutzig gewesen, und die Zierpüppchen der Stadt hatten sie nicht wegen ihrer Blödheit hassen gelernt, sondern weil sie zu

Recht vermuteten, daß sich an ihrer Biestmilch einige namhafte Mannsbilder verbrannt hatten.

Die Dicke wusch sich wirklich sehr selten, gewöhnlich nur dann, wenn die Arbeiten, zu denen man sie zwang, ihr die Zeit dazu ließen, doch wenn sie erst einmal beschlos- sen hatte, sich im nahen Fluß auf das Unerquickliche einzulassen, dann wusch sie sich mit der Sorgfalt einer Aussätzigen. In einem Aufwasch entfernte sie Krusten, Speichel und den Dreck, der sich auf ihrer Haut abgesetzt hatte, und diesen ganzen Schmutz entfernte sie radikal und für einige Monate im voraus. Wenn ihr eine gütige Seele Schmierseife geschenkt hatte, wusch sie sich damit, meistens aber mit Eichenasche, die ihre Haut so dünn machte wie eine Zwiebelschale. Ihre fahlen, staubbepuderten, mit Heu, Stroh, Wolle und Lehm verfilzten Haare glänzten danach wie Rabenfedern. Auch ihr Gesicht wechselte die Farbe: eben erst noch schwarz wie ein Zigeuner, wurde es plötzlich ganz rosig. Im Licht erglänzte die gewaschene Trasje, der Geruch verflog von ihrem Körper, die Krusten schwanden, die prallen und feuchten Lippen wurden sichtbar, die, wie man nun sehen konnte, einst rot gewesen sein mußten. Von ihrer ganzen Er- scheinung strahlte eine Unschuld aus, wie sie nur Kindern eigen ist, und manchmal wirkte sie jünger, als sie war. Die Frauen des Viertels, die auf die schmutzige Trasje verächtlich herabschauten und sich beim Vorübergehen den Mund mit dem Kopftuch oder den Händen zuhielten, waren auf die gewaschene Trasje eifersüchtig, oder besser gesagt, sie waren eifersüchtig auf die Vergangenheit der gewaschenen Trasje. Damals hatten sie die Dicke gefürchtet, weil sie sich so oft wusch und wenn sie außer sich ge- riet, verrückt wurde, nie die Männer des Hauses sie bändigen konnten, sondern stets die Männer aus der Nachbarschaft sie beruhigten. Ganz besonders hatte sie sich Metali Batusha geschnappt, ein hübscher, aber total mißratener Bursche, ein großer Schürzen- jäger allemal, der seine Jugend in allen möglichen Betten verbracht hatte und unter an- derem, wie man sagte, auch unter die Bettdecke von Idriz Mashas Witwe gekrochen war, die zur gleichen Zeit auch etwas mit einem anderen, verheirateten Verehrer ge- habt hatte. Metali Batusha hatte Trasje, als sie an einem heißen Dienstag in aller Ruhe ihr Bad nahm, im Dickicht am Flußufer aufgelauert und es mit ihr getrieben. Später war er auch nachts zu ihr gegangen, da Trasje, die Tochter von Dervish Mukaili, wie er bei einem Zusammentreffen der jungen Burschen der Stadt erklärte, von allen Frauen, die er in seinem Leben besessen hatte, und das waren viele gewesen, bei ihm den stärk- sten Eindruck hinterlassen hatte. Was waren das doch für schneeweiße Schenkel, fest wie Birnen, was für eine volle, feuchte Brust, wie ein reifer Apfel, Lippen so süß wie Zuckerzeug aus Shkodra, und was für ein Bauch, gewölbt wie ein Pfefferblatt, und dabei war sie so heiß wie des Bosniers Hajro Backofen. Und, was das Wichtigste war, sie wuß- te ordentlich mitzumachen, stöhnte oh, oh, oh, als habe sie ihre Jugend in einem dieser

türkischen oder arabischen Harems verbracht, wo die Frauen in müßigen Stunden einander beibringen, wie man auf den Sultan oder ihren teuren Scheich so verlockend wie möglich wirkt. So weckte der wollüstige Metali auch die erotische Wißbegier der anderen Männer, die sich von seiner häufig wiederholten Behauptung überzeugen ließen: Am besten sind die verrückten Frauen, denn sie schenken dir gleichzeitig Leib und Seele, während andere dir vielleicht den Körper schenken, aber nicht die Seele, oder sie haben die Schönheit des Leibes bereits eingebüßt, wenn sie euch endlich auch die Seele schenken. Doch bei einigen, die es versäumten, sich rechtzeitig in die Reihe einzuordnen, blieb die Neugier unerfüllt, weil die Dicke sehr bald nicht nur geistig, sondern auch körperlich abbaute.

Die Frauen brachte Trashes Verfall dennoch nicht zum Verstummen, zum einen natürlich, weil sie Metali Batushas Worte noch im Ohr hatten, mehr aber noch, weil sie ihren angeschwollenen Bauch bemerkt hatten und nicht ausschließen wollten, daß vielleicht auch der eigene Mann etwas mit dem Anschwellen zu tun hatte.

Die Dicke wurde unglücklich geboren, denn bei manchen Menschen entscheiden sich Heil oder Unheil ihres Lebens schon im Augenblick der Geburt. Sie stammte aus einer großen, durch die eigene Größe schon erschöpften Familie von Agas. Sie hatte drei Brüder, vier Schwestern, zwei Onkel, zwei Tanten von der Mutter und drei vom Vater her. Ihr Vater starb, als sie noch ganz jung war, erst dreizehn Jahre alt, doch das Haus hieß immer noch nach ihm, denn er war eine bedeutende Persönlichkeit in Vajazan gewesen. Die Mutter Nana starb drei Jahre nach dem Vater und ließ sie in der Obhut der Brüder zurück, die Schwestern hatte man schon früh verheiratet. Die Dicke lebte also jungferlich im elterlichen Haus, denn wegen ihrer Krankheit, die sich schon in der Kindheit bemerkbar gemacht hatte, hielt niemand um ihre Hand an. Nach dem Tod der Eltern verschlechterte sich Trashes Zustand, da keiner der Männer im Haus auf die Idee gekommen wäre, sie zum Arzt zu schicken, doch hatte man immerhin Hodschas gerufen, die ihr Amulette schrieben oder sie behauchten. Vielleicht verzichtete man auf eine Behandlung, weil man glaubte, durch ärztliche Kunst sei ihr sowieso nicht zu helfen, vielleicht aber auch, weil es damals sowieso keine ordentlichen Ärzte gab, die sich in den Krankheiten von Leuten auskannten, die äußerlich kerngesund wirkten, oder vielleicht, und das ist am wahrscheinlichsten, weil sie in jenen schlechten Jahren einfach das Geld reute. Die Nachbarn behaupteten, ihre Angehörigen hätten überhaupt kein Interesse daran, daß die dumme Dicke wieder gesund würde, nachdem sie ihnen mit ihrem geschwollenen Bauch so viel Schande bereitet hatte, sondern es sei ihnen viel eher darum gegangen, sie so rasch wie möglich ins andere Leben verabschieden zu können. Man darf schon annehmen, daß sie Trashes Unglück aus diesem Grund noch größer machten.

Die Mitglieder dieses großen Hauses, das unter der Last der eigenen Größe ächzte, hatten sich daran gewöhnt, die eigenen Launen und Verstimmungen auf Trashes dicker Haut abzureagieren. Wenn sich ein Onkel über die eigenen Brüder oder einen der unbegreiflichen Nachbarn ärgerte, dann ließ er seinen Zorn an der Dicken ab. Am schlimmsten war der älteste Onkel, Muslim, der einen kurzen, dicken, knotigen Stock in seinem Zimmer aufbewahrte und, wenn er wieder einmal mit dem jüngeren Bruder der Dicken, Nuredin, Streit hatte, erbarmungslos über die Hure, die sich einen Bankert hatte andrehen lassen, herfiel, als sei sie der Läufer im Flur, auf dem man herumtrampeln konnte, wie man nur wollte. Auch der große Bruder Bedridin, vor dem sich, nach Muslim, alle anderen Mitglieder der Familie mit Ausnahme seiner Gattin Hasnie am meisten fürchteten, war nicht barmherziger. Er hatte nämlich eine zänkische Frau, die mit ihrem Mann unzufrieden war und auch mit jedem anderen Mann unzufrieden gewesen wäre, außer mit Aqif, dem Sohn von Xhemal Abazi, dem Schlachter des Hodumviertels. Hasnie trug stets ein finsternes, essigsames Gesicht vor sich her, stritt sich mit den anderen Frauen im Haus, schlug die Kinder, beleidigte die Schwäger, blieb den Onkeln keine Antwort schuldig. Bedridin, der sich bei ihr nichts getraute, hielt sich dafür an Trashe schadlos. Er nahm den Hanfstrick, mit dem er die Last auf dem Pferd festband, weichte ihn im Wasser des Brunnens gut durch und stürzte sich dann auf dieses dumme Vieh, das fünf Tage von zu Hause verschwunden war, und gerbte ihr die dicke, schmierige Haut, damit sie nicht die Straße rauf und runter Schande über den Namen von Dervish Mukaili brachte. Wenn die Männer nicht zu Hause waren, was oft vorkam, dann schlugen die Frauen Trashe: die Basen, die Frauen der Onkel, die Schwägerinnen. Sie gerieten einander in die Haare oder regten sich über die Teufeleien der Kinder auf, aber allen Zank und Ärger bekam schließlich die Dicke ab. Sie gingen auf die verrückte und taube Hure mit Holzscheiten, Kohlenzangen, Spinnrocken, Spindeln, verknoteten Handtüchern, Kochlöffeln, Töpfen, besonders aber Bratpfannen los, wenn sie sie drinnen erwischten, oder mit Steinen, Brettern, Dreschflegeln, Forken, Beilen, wenn sie sie draußen zu fassen bekamen. Deshalb hatte Trashe fast immer irgendeine frische Schramme oder trug eine andere böse Verletzungen am Körper: eine Beule auf der Stirn, eine Quetschung am Bein, eine geschwollene Lippe oder ein blaues Auge. Wenn die Dicke auf die Gemeindeweide kam und die Kinder die Foltermale an ihrem Körper bemerkten, fragten sie:

»Wer hat dich denn heute wieder verprügelt, Trashe?«

»He, he, he. Vögelchen im Himmel, he, he, he«, wiederholte sie mühsam ihren unverständlichen Satz und ging vorbei, ohne uns anzuschauen.

»Wer hat dir denn den Hintern versohlt, Trashe?« machten wir weiter.

»He, he, he, wie schön, mein Sohn, he, he, he!« lächelte sie und schaute zum großen Hügel hinüber.

»Sag, Trashe, wer?«

»He, he, he, Vögelchen im Himmel, he, he, he!« erhob sie schließlich die Stimme, und noch mehr Falten erschienen auf ihrer Stirn, die Anstrengung, mit der sie ihre Antwort hervorpребte, ließ die schorfigen Lippen anschwellen, und der Speichel begann zu fließen.

Schläge waren nicht das einzige Übel, das die Dicke zu erdulden hatte, und auch nicht das schlimmste. An den warmen Tagen des Sommers schlief sie im Zwinger von Nuredins Jagdhund, wenn man diesen draußen auf dem Hof herumstreifen und mit den Katzen spielen ließ, im Winter dagegen, wenn man den Jagdhund wieder in den Zwinger tat, im Holz- und Kohlenverschlag. Man hatte ihr eine Schilfmatte gegeben, auf der sie sich ausstreckte wie auf einer Matratze, und eine zerrissene Pferdedecke, die sie über sich breitete wie ein Federbett, und einen Strohsack, auf den sie ihren Kopf bettete wie auf ein Daunenkissen.

Mit diesen Dingen schlief sie ein und erwachte sie, wenn es heiß war, mit diesen Dingen schlief sie ein und erwachte sie, wenn der Frost klirrte, mit ihnen erlebte sie die Freuden des Traumes und die Schmerzen der Realität.

Auch Trashes Nahrung war eigen. Die anderen Hausbewohner aßen in zwei Gruppen: die Onkel mit ihren Frauen und Kindern und die Brüder mit ihren Frauen und Kindern jeweils extra. Die Dicke aß allein und stellte keine dritte Gruppe dar, die bedient werden mußte wie die beiden anderen. Nur wenn es Bohnen gab oder Kohl ohne Fleisch, wurde der Dicken das gleiche vorgesetzt wie den anderen, wenn auch im Topf und mit anderen Löffeln. An den anderen Tagen, auch zu Bajram und Ramadan, zur Großen Nacht und zum Beschneidungsfest, füllten sie ihr einen Napf, den man irgendwo hinter der Hofmauer gefunden hatte, mit einer gelblichen Brühe, die so scharf war, daß sich sogar ein Stein darin aufgelöst hätte, und in der ein paar vereinzelt Käsebröckchen schwammen. Heute glaube ich, daß Trashe deshalb stets so durstig war, daß sie sich über alles Trinkbare, das sie fand, hermachte und öfter Wasser ließ als die verhärmten Greise, die über Mullah Jusufs Weide kamen.

Obwohl man sich ihre Haut am wenigsten kosten ließ, verrichtete auch die Dicke gezwungenermaßen einige Arbeiten, zu denen sonst niemand von den Männlein und Weiblein in diesem Haus bereit war. Frauenarbeit durfte sie nicht tun, denn die Kuh weiß nicht, was Frauen zu tun haben. So sah man die Dicke oft Getreide zur Mühle tragen, und ihre Last war schwerer als die des Lastträgers Arif, der so stark war wie des Schlachters Aqif Stiere. Man füllte einen Sack aus Ziegenhaut mit sechzig oder siebzig Kilo Weizen, band ihn oben mit einem Hanfstrick zu, lud ihn ihr auf den Rücken und be-

festigte ihn mit einem Packseil so, daß erst der Müller ihn wieder abnehmen konnte, wenn sie dort ankam, oder jemand anderes, wenn sie unterwegs stürzte, was zwar selten, aber immerhin vorkam. So packten sie ihr an einem Samstag im Juli mehr als gewöhnlich auf das Kreuz, nämlich zweiundachtzig Kilo, wie des Müllers Waage später anzeigte, und schickte sie in der schlimmsten Hitze los, wenn es die anderen noch nicht einmal im Schatten aushielten. Die Dicke schaffte es bis zu Mullah Jusufs Wiese und versuchte nun, über die Stiege am Zaun zu kommen; sie stürzte dabei aber mit dem Sack. Wir Kinder, die auch bei der unerträglichsten Hitze keine Gelegenheit zum Spielen ausließen, rannten hin und nahmen ihr den Sack vom Rücken. Mehr tot als lebendig blieb sie eine Weile liegen, kam dann aber schließlich wieder zu sich und flüsterte mühsam, wobei sie vor allem das o dehnte:

»He, he, he, mein Soohn, he, he, he. Vögelchen im Himmel, he, he, he!«

Endlich stand sie auf, umkreiste taumelnd den Sack, als sei er ihr Fluch und Segen zugleich, dann starrte sie uns aus, ich weiß nicht mehr, blutunterlaufenen oder tränenenden Augen an. Wir lasen ihren flehenden Blick, luden ihr den Sack wieder auf den Rücken, und erstaunlicherweise schaffte sie es mit ihm noch bis zur Mühle. Als sie abends mit dem Mehl zurückkam, wiederholte sich alles: Trashe stürzte, blieb diesmal aber länger liegen. Wir kamen herbeigesprungen, umringten sie wie die Teufel ihr armes Opfer und schauten auf sie hinab.

Über den Tisch ihrer verkrusteten Lippen, an dessen von rötlichen Schründen durchzogenem Schorf die Fliegen ein Gastmahl gehalten hatten, kroch dieser Satz:

»He, he, he, mmehein Ssoohn ...«

Man sah der Dicken an, wie außerordentlich bedrückt sie war, obwohl wir eigentlich gedacht hatten, daß ihr die Last keinen großen Kummer bereitete, also bemühten wir uns, sie wieder zu beruhigen, indem wir ihr die Last erneut aufluden.

Wenn sie nicht gerade Getreide in die Mühle brachte, wurde sie mit dem Feuerholz bepackt, mit dem man das ganze Haus heizte und das Essen kochte, oder mit Steinen, wenn die Hofmauer auszubessern war. So arbeitete sie wochenlang, monatelang, bis auch sie endlich dahinterkam, daß man ihr viel zuviel zumutete, und offen ihren Unwillen kundtat. Dann machte sie sich davon, und wir wußten, daß die Dicke aufs äußerste verletzt war und sich vier oder fünf Tage lang nicht wieder würde blicken lassen. Die mißgestimmte Trashe erkannten wir daran, daß sie rascher ging als gewöhnlich, noch heftigere Selbstgespräche führte und wie ein Pfeil die Straße hinabschoß, als seien tausend Teufel hinter ihr her. Vielleicht wußte jemand, wohin die gekränkte Trashe floh, wir aber hatten keine Ahnung, wo ihre Türbe stand. Wenn sie nach ein paar Tagen zurückkam, wirkte sie ein wenig ruhiger, aber auch äußerst müde und erschöpft, denn schwankend und mit gesenktem Kopf kam sie die Straße herab, ihre schwerfälligen

Schritte messend oder zählend. Die schlaffen Wangen waren nun aufgedunsen, die Augen gerötet und geschwollen, als sei sie von Bienen oder Wespen gestochen worden. Die lehmverschmierten, laubverklebten Lumpen an ihrem Leib zeugten davon, daß sie im Schmutz herumgekrochen war. Wir hörten die Älteren sagen:

»Sie ist von ihrer Pilgerfahrt zurück!«

Von der Kaaba brachte die Dicke zerzauste Haare unter dem löcherigen Kopftuch, leidende oder manchmal gar düstere Blicke, versiegelte Lippen, Grabesschweigen, vor dem Bauch gefaltete Hände mit, und aus dieser noch einige Tage nach der Rückkehr anhaltenden körperlichen und seelischen Verfassung holten sie weder der Napf mit Brüche heraus noch die Getreidesäcke, Packen von Feuerholz oder Steine, auch nicht die Schläge von Muslim, Bedridin oder Hasnie, und gewiß nicht das Grinsen der Frauen und das Pfeifen der Kinder. Sie war eine fest geschlossene Meeresschnecke, die man nur öffnen kann, indem man sie aufbricht; sie war eine Schildkröte, die sich in ihren Panzer verkrochen hat und die man nur auf blutige Weise herausholen kann; sie war eine verwundete Wölfin, für deren Wunden nur das Blei eine Erlösung bedeutet.

Während dieser ganzen Zeit, in der ihr Himmel mit dunklen, Hagel ankündigenden Wolken bezogen war, sah man die Dicke nachts zusammengekauert im Hundezwinger hocken und ständig die Lippen bewegen, als bete sie zu Gott oder verfluche die Menschen. Doch es hatte sie noch nie jemand beten gehört, und alle sagten, die Dumme weiß ja gar nicht, was Gott ist; doch es hatte sie noch nie jemand den Menschen irgend etwas wünschen gehört, und alle sagten, sie mag keinen, deshalb schert sich niemand um sie. Was sie im Sommer in der Hundehütte oder im Winter im Kohleverschlag vor sich hin stammelte? Der Teufel mag es wissen, sagte man. Unter der Maske des Schweigens und Stammelns verbarg sie in Wahrheit einen weitaus größeren Schmerz als vor dem Verschwinden aus dem Haus, und wenn man mit einer Geste oder einem besonderen Wort zufällig an den Nerv ihres Leidens rührte, wütete sie wie die Füchsin in der Falle oder die Hündin unter den Schlägen ihrer Herrin. Hell entflammt stürzte sie durch die Straßen, um ihren ganzen Zorn an irgendeinem Unglücklichen abzulassen, der ihr auf der Straße oder auf Mullah Jusufs Wiese über den Weg lief, wo sie sich hinwarf und wälzte, brüllend wie eine hungrige Bäarin. Wenn die Dicke auf dem Basar auftauchte, wurde ein allgemeines Schreien laut:

»Rette sich, wer kann, der Sturm zieht auf!« Und die Barbieri, Schneider, Bäcker, Schmiede, Schlachter, Schuster, Köftebrater, Ausweider, Mützenmacher und Sattler schlossen ihre Läden und beobachteten vom Fenster aus vergnügt das hereinbrechende Unwetter. Sie wußten, daß die zornige Trashe nichts mehr gemein hatte mit der trägen Trashe, die ihr eigenes Gewicht kaum zu bewegen vermochte. Ihr schwammiges und

schwammeliges Fleisch hatte sich in reine Muskulatur verwandelt, stark genug, die Große Moschee zu versetzen.

Ich hatte die Dicke noch nie so außer sich erlebt, weshalb ich mir nicht im mindesten vorstellen konnte, zu was sie in diesem Orkan der Empörung fähig war, den jene verursacht hatten, die nicht zögerten, sich an ihrem Leid zu ergötzen. Ich konnte mich gar nicht vor ihr in acht nehmen, weil ich gar nicht auf die Idee kam, daß ich mich ebenfalls vor ihr in acht zu nehmen hätte, ganz zu schweigen davon, daß ich sie nie gereizt hatte und sie mir sogar leid tat in den lächerlichen und tragischen Situationen, in die sie die anderen brachten. Ich war nur ein passiver Beobachter der Qualen, mit denen diese Närrin unsere Stadt unterhielt. Ich sah die Dicke in Richtung Feld heranstampfen, wie ich es noch nie zuvor erlebt hatte, und blieb einfach stehen, in der festen Überzeugung, sie werde in ihrer üblichen Richtung weiterziehen, um für den Rest des Tages verschwunden zu bleiben. Doch sie hatte diesmal beschlossen, nicht eher ihrer Wege zu ziehen, als daß sie ihre Wut an jemand abgelassen hatte, und dieser jemand war ich, Xhezair Gjika, weil ich genau dort stand, wo ich zur Zielscheibe ihres Angriffs werden mußte. Sie kam heran, packte mich an der Gurgel und schleuderte mich mit einem einzigen Schwung auf den Boden wie einen leeren Weizensack. Ich wollte schreien, laut- hals brüllen, damit mich jemand von den Männern, Frauen oder Kindern hörte, aber sie hielt mich so fest an der Kehle gepackt, daß ich keinen Ton herausbrachte. Die Berg- hänge kamen in Windeseile auf mich zu gerast, als wollten sie sich auf uns beide stür- zen, die Geschäfte drehten sich vor meinen Augen, und das verstörte Gesicht der Dik- ken, die über mir hockte, kam mir vor wie ein großer roter Tisch mit dem blutigen Fleisch eines Opfertiers darauf. Von ihrem Körper ging der schwere Geruch von Hunde- hütte aus. Als sie den Griff etwas lockerte, um sich nach jemand umzuschauen, der auf der Straße daherkam, schaffte ich es zu schreien:

»Oh, Mama!«

Auf diesen Schrei hin ließen mich ihre Hände vollends los, und ich sah, wie sich ihre leiderfüllten Augen über mir mit Tränen füllten; waren sie eben, als sie mich an der Kehle gepackt hielt, noch gerötet gewesen wie die eines Säufers, glitzernd wie die einer Tigerin, glänzten sie nun feucht wie bei einer Wöchnerin. Die Runzeln verschwanden aus ihrem Gesicht, und ihre Lippen zitterten wie Schilf im Wasser. Sie begann mich zu streicheln, weinte und streichelte mich erneut, stieß undeutliche Laute aus, aus denen ich ihren charakteristischen Satz heraushörte, ergänzt um drei weitere Hes.

»He, he, he, mein Sohn, he, he, he, Vögelchen in der Luft, he, he, he!«

Wenn ich heute an diesen Vorfall zurückdenke, so halte ich es für wahrscheinlich, daß die Dicke das Wort »Mama« auf sich bezog. Als ein paar Leute herangerannt kamen, um festzustellen, ob ich noch lebte, stellte mich die Dicke auf die Beine, klopfte mir den

Staub ab, knöpfte mir den Kragen des zerrissenen Hemdes zu, nahm mich an der Hand und zog mich einige Schritte weit mit sich in Richtung auf den großen Hügel, wo ihre Kaaba war. Aus der Menge der herbeieilenden Menschen ertönte die Stimme einer Frau:

»Die Unglückselige, so alt wäre heute ihr Bankert!«

Während ich mir noch überlegte, was denn der Bankert mit mir zu tun hatte, ließ die Dicke mich los und rannte schwerfällig wie eine Schwangere weiter, um sich vor der Menge, die sich fieberhaft näherte, zu retten.

Ich ging nach Hause, traurig über das, was mir widerfahren war, und doch auch freudig, weil ich sie wiedersehen und vor den Kindern zu schützen versuchen wollte.

Tagelang wartete ich darauf, daß die Dicke von ihrer Pilgerfahrt zurückkehre, völlig zerlumpt, erschöpft, leidend und heilig. Aber sie kam weder am dritten Tag noch am fünften, weder am siebten Tag noch am neunten, und auch nach dem elften Tag war sie noch immer nicht zurück. Ich dachte mir, sie hätte sich vielleicht dort oben auf dem großen Hügel ein Nest gebaut, um dem Himmel näher zu sein, und überredete meine Spielkameraden, sie mit mir zu suchen. Im Gänsemarsch gingen wir durch das Gestrüpp, und plötzlich stieg uns ein schwerer, fauliger Geruch in die Nase, der uns den Atem nahm und Übelkeit hervorrief. Als wir weitergingen, entdeckten wir auf einem kleinen Erdhügel, der wie ein Grab aussah, einen verwesenden Leichnam, um den herum Krähen Wache hielten, die sich in die Luft erhoben, sobald sie uns wahrnahmen. Es war die tote Dicke.

Jemand hatte ihr den Schädel eingeschlagen, mit der stumpfen Seite eines Beils oder einer Hacke, mit einer Brechstange oder einem Hammer, man sah das Mal. Sie hatte auf den Knien gelegen und war deshalb nach vorn gefallen. Während meine Kameraden gegen den Brechreiz ankämpften, brach ich in Tränen aus, und bis heute ist mir nicht klar, warum die Dicke gerade mir so leid tat. Vielleicht hätte sie mir gar nicht leid zu tun brauchen, aber es war nun einmal so, ich war traurig.

Wir meldeten den Tod der Dicken, oder die Ermordung; ein paar arbeitslose Männer gingen hin und brachten sie unter die Erde, dort neben dem kleinen, grünen Hügel, wo sie die Sünde ihres Blutes bestattet hatte, wo sie immer dann hinflüchtete, wenn es die Leute allzu schlimm mit ihr trieben, und wo sie gelernt hatte, diese wenigen Worte auszusprechen:

»He, he, he, Vögelchen in der Luft, he, he, he, mein Sohn, he, he, he!«

Die verrückte Trache war bald vergessen, als ob es sie niemals gegeben hätte. Keiner der Leute von Vajazan, die sich vor Sünden hüteten wie Heilige, fragte danach, ob die Sünderin allein gestorben war, oder ob sie jemand ermordet hatte, und niemand, kein Mann und keine Frau in Vajazan, fragte nach der Bedeutung der immergleichen Worte

der Dicken. Ihr Schweigen hat mich lange gequält, wie einen Dinge eben quälen, die einen beschäftigen, ohne daß man sie versteht. Heute aber, nun, ich will nicht sagen, daß ich auf die Lösung gekommen bin, aber ihr Schweigen ist mir doch klarer: Menschen stellen keine Fragen, wenn nicht Schmerz oder Liebe sie dazu treiben.

Warum kann ich die Dicke, Dervish Mukailis Tochter, nicht vergessen?

Vielleicht habe ich die Dicke sogar vergessen, aber ihre Tränen auf meinem Gesicht, die kann ich niemals vergessen. Ich war damals noch ein Kind, aber bis heute, da ich über das reife Mannesalter fast schon hinaus bin, habe ich keine so reinen, so heißen, so jungfräulichen Tränen mehr erlebt. Die Menschen wissen ja nicht zu weinen.

Ob mir deshalb die Sünderin nicht aus dem Kopf gehen will?

Ich weiß es nicht! Ich weiß es nicht! Ich weiß es nicht!

*Aus dem Albanischen von Joachim Röhm*